

Die Bühne der Krise

Was sich im militärischen, politischen und medialen Tauziehen um die Ukraine genau abspielt. Kleine Mediensoziologie des politischen Konflikts. Gastkommentar von Marcel Schütz

«Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben, wissen, wissen wir durch die Massenmedien.» Diese vielzitierte Losung des Soziologen Niklas Luhmann, geschrieben vor rund einem Vierteljahrhundert, pointiert, wie sich unsere Wahrnehmung, die ganze Welterfahrung aus Berichten, Bildern und Tönen speist, die uns tagtäglich aus allen Winkeln der Erde erreichen.

Darüber ins Nachdenken zu kommen, fällt dieser Tage nicht schwer. Die schwelende Krise um die zu drei Vierteln von massiven russischen Angriffstruppen umzingelte Ukraine nimmt weiter Fahrt auf. Krisengipfel, Spitzentreffen, Appelle und Warnungen. Die Zunahme an Sendezeit befriedigt nicht den Hunger nach Information. Einerseits steht eine Invasion anscheinend täglich kurz bevor, andererseits könnte man den Eindruck gewinnen, dass diese Erwartung mehr dem Aufbau einer Spannung als verlässlicher Wahrscheinlichkeit folgt.

Was sehen wir?

Das wirft die Frage auf, was wir eigentlich sehen, wenn wir uns ein Bild machen von den Krisen, Kriegen und Konflikten aus fernen Regionen. Man macht sich üblicherweise keinen Begriff davon, was es bedeutet, wenn das Wissen über politische Krisen nahezu ausschliesslich via Mattscheibe in unsere Köpfe kommt. Bedarf diese Form nicht der szenischen Collage, der Montage ausgewählter Momente, der Schnappschüsse und Sätze, die nicht für sich sprechen, sondern der redaktionellen Verfertigung bedürfen? Und ist das, was man zu Ohren und vor Augen bekommt, nicht etwas anderes als das vor Ort Geschehene? Ich meine ja. Die Gründe will ich in neun Punkten aufzeigen.

Organisierung und Orchestrierung. Politische Konflikte fallen nicht vom Himmel; sie sind, so Luhmann, «von vornherein als Medienereignis mitinszeniert». Ohne Massenmedien würden uns die Krisen der Welt nur als diffuses Rauschen erreichen. Krisenherde sind also auch ein Produkt des informativen Eindrucksmanagements. Sie mögen oberflächlich unberechenbar verlaufen – oberflächlich, weil ihre Hinterbühne unzugänglich bleibt –, werden auf Darstellungsseite aber organisiert: Korrespondenten reisen in Akutgebiete, Sonderreportagen kommen ins Programm. Dieses Orchestrieren erfordert selbst unter chaotischen Umständen eine gewisse Planung. Das aussergewöhnliche Geschehen, aus sicheren Studios von sauberem Papier vorgetragen, erscheint Betrachtern dann beinahe als «Routine».

Die Auswahl der Bühnen. Gerade weil Konflikte von verschiedenen Seiten beleuchtet werden, lässt sich nicht ihr ganzer Zusammenhang entfalten. Stattdessen werden Konflikte selektiert und portioniert, etwa nach Aktualität, Quantität und Lokalität. Einmal geht es um die Motive der Parteien, dann um die Region oder um historische Bezüge. Die diversen Optiken schärfen das Verständnis in der Breite. Sie erzwingen aber, dass hierauf sporadische Deutungen folgen. Dazu trägt die Macht der Bilder bei – entsetzliches Leid, brutale Willkür. Emotionaler Ergriffenheit kann man sich schwerlich entziehen. Es passiert, dass die Eindrücke unbalanciert erinnert werden, Handlungen vom Kontext abgetrennt sind, was einen zu schnellen Schlüssen verleitet.

Die Präsenz der Figuren. Personen im Konflikt besitzen hohe Strahlkraft. Ihre Autorität, mögen von ihnen auch viele Untaten ausgehen, kann keine Berichterstattung ignorieren. Autoritäre Akteure kümmert nicht gross, wie negativ und furchteinflössend ihr Ansehen ist. Im Gegenteil, es bestärkt sie. Die Figuren können den Konflikt buchstäblich verkörpern. Das erleichtert es der Darstellung, diesen auf persönliche Motive zurückzuführen. Den Akteuren werden martialische oder heroische Qualitäten zugeschrieben. So rastet eine Vorstellung von Gesichtern des Guten oder des Schlechten ein, wie man sie von Weltrettern und Bösewichten aus packenden Thrillern kennt. Alles Weitere wird in diesen Rahmen «einpersonalisiert». Es wundert daher nicht, dass man manche Krisen tatsächlich wie nach Drehbuch erlebt.

Die Macht der Worte. Gekoppelt mit den Figuren ist ihre Sprache. Die Konfliktdarstellung über Medien bedarf der Statements – wie auch ausserhalb der Krisen eine Präferenz für Kürze und Würze der Normalfall ist. Krisen radikalisieren diese Präferenz, da die Betrachter mit noch spitzeren Statements erregt und folgenschwere Entscheidungen forciert werden. Das wissen die Krisenakteure, weshalb sie die Statements so setzen, dass Medien sie leicht transportieren können. Worte werden als optionale Handlungen antizipiert. Darin liegt das Kalkül, Verwirrung und Verunsicherung zu stiften. Gerade weil in Konflikten mit allem zu rechnen ist, lässt sich mit Statements effektiv zündeln. Den Worten kommt tatsächlich eine gewisse Macht zu. Doch nicht im Auslösen direkter Eskalation, sondern so, dass beim Gegner Aufmerksamkeit gebunden wird und Sorge vor Eskalation fortbesteht.

Die Konstruktion der Realität. Man könnte meinen, dass die modernen Medientechnologien uns hautnah an die weite Welt heranführen. Doch

Es ist nicht ganz klar, wer in dieser Konstellation wen irritiert und verwirrt oder ob am Ende beide Seiten die Übersicht verlieren.

Reportagen, Dokumentationen und Interviews geht ein Zusammenschmitt von Szenen voraus, der in verschiedener Länge und Dichte zu verschiedenen Auspielungen führt. Auch das Anhören einer CD ist nicht dasselbe wie der Besuch einer Oper oder eines Festivals. Die unvermittelte Eindringlichkeit persönlicher Anwesenheit kann durch Berichte imitiert, aber nicht ersetzt werden. Die Realität medialer Berichte ist nicht die Realität direkter Anwesenheit, sie ist unvermeidbar reproduziert und moduliert. Die Realität wird, durch Zurichtung für äussere Empfänger, (re)konstruiert oder dupliziert. Wir müssen dem Glauben schenken, was uns vorgetragen wird. Wir können versuchen, zu sehen, wie Zeugen vor Ort die Dinge sehen; aber wir können nicht mit ihren Augen das sehen, was sie gesehen und berichtet haben.

Die Projektion der Extreme. Im Konflikt kann man nie wissen, wer welchen Schritt wagt. Das gibt Raum für Spekulation. Der schlimmste Fall ist nicht unbedingt der wahrscheinlichste. Aber wenn man etwas zu berichten hat, bietet es sich an, die Eventualität des Extremen aufzuzeigen. Schnell liegt die Betonung aber eher auf dem Extremen als auf dem Eventuellen – ein Suggestiveffekt. Die Vorbereitung auf Extremszenarien ist für Militär und Politik unabdingbar. Jedoch trübt die kommunikative Prominenz extremer Szenarien die Wahrnehmung dafür, dass man sich in etwas hineinsteigern könnte. Anhaltende Unsicherheit verstärkt dies.

Die Knappheit der Information. So komplex der Konflikt, so schleppend oftmals die Informationen. Weshalb es laufend heisst, dass man aus unbestätigten Quellen gehört habe, dass Berichte zugetragen worden seien, dass Informanten ihre Einschätzungen gegeben hätten usw. Konfliktkommunikation heisst Rekursion und Retardation: Das bisher Bekannte wird wiederaufbereitet und an neuralgischen Punkten vertieft. Eine Extremform bot sicher der 11. September 2001, als alle Kanäle zur Nachrichtenendlosschleife verschmolzen. Die Verbindung von Knappheit der Information und ersatzweisem Kontext der Information kann so weit gehen, dass primäre und sekundäre Zeugnisse kaum trennbar sind.

Das Mitschreiben an der Geschichte. Keine Krise ohne Expertise. Im Feld der Aussenpolitik bewegen sich Meinungsnetzwerke – Institute, Stiftungen, Think-Tanks –, die Kanäle mit Einschätzungen bespielen. Ihre Kunst ist es, in einem (quasi)wissenschaftlichen Format politisch zu intervenieren. Regierungsnaher Mitglieder einer transatlantischen Denkfabrik zwischen Washington und Berlin mögen die Ukraine-Krise anders sehen als Diplomatieforscher an einer Schweizer Universität. Je nachdem, welche Meinungen von Interesse sind und Gehör finden, kann ein breites Publikum erreicht werden, das sich Interpretationen zu eigen macht. Über die Geschichte des

Konflikts wird also nicht nur berichtet, an ihr wird aktiv mitgeschrieben.

Zeitvergessenheit. Schnell gehen Tage, Wochen, Monate, wenn nicht Jahre ins Land. Zustände «frieren ein», die man allenfalls während einer kurzen Zeit für erträglich hielt. Andere, langwierig befürchtete Entwicklungen ebbten hingegen ab. Wo ist die Zeit geblieben? Im Lauf derselben wandeln sich die Vorstellungen durch das Hinzukommen neuer Erkenntnisse, erfüllter und enttäuschter Hoffnungen. Die Rationalitäten selbst kehren sich um. Wo Kompromisse gestern undenkbar schienen, werden morgen Fakten geschaffen. Im Lichte dessen erklärt sich die Taktik, Entscheidungen nicht zu früh zu treffen, auf Zeit zu spielen. Eine verbreitete Echtzeitfixierung, dokumentiert in Tweets und Postings, hat wenig Sinn für diese Eigenzeit der Diplomatie.

Vom Umgang mit Unklarheit

Was bedeutet all das im Blick auf die Entwicklungen in der Ukraine? Auffällig ist der Umgang mit Unklarheit. Konfusion und Nichtwissen, was man glauben soll, weil die Darstellung der Krise die Regie der Krise übernimmt. Ein gutes Beispiel dafür bietet die fortlaufende Veröffentlichung von Satellitenaufnahmen und US-Geheimdienst-Erkenntnissen aus dem Grenzgebiet. Dadurch wird das Geschehen nahezu live erfahrbar. Ein derartiges mediales «Eintauchen» wurde, mit damaligen Mitteln, bereits im ersten Irakkrieg möglich, hat sich mit raffinierter Technologie aber weiter intensiviert. In einer solchen Konstellation wird der Konflikt in einer Weise beobachtbar, die den strategischen Erfolg der Parteien womöglich beeinträchtigt, ihnen aber auch Gelegenheit zur Täuschung gibt. Es ist also nicht ganz klar, wer in dieser Konstellation wen irritiert und verwirrt oder ob am Ende beide Seiten die Übersicht verlieren.

Hinzu kommt der Umstand, dass für die meisten Betrachter nur die Fassade sichtbar ist. Über den Stand des diplomatischen Prozederes können selbst Fachleute wenig sagen. Es wäre nicht das erste Mal, dass Konfliktparteien die Dramaturgie der medialen Inszenierung für sich zu nutzen verstehen. Wir sind bereits Zeugen dieses Vorgangs. Dem russischen Präsidenten Putin ist es gelungen, die Aufmerksamkeit der halben Welt für seine Interessen einzuspannen. Es ist nicht abwegig, darin ein grosses taktisches Spiel zu erkennen. Und die Möglichkeit, dass das Ende des Spiels nicht dem entspricht, was man erwartet hat, weil die Realität des Konflikts mehr ist als seine Abbildung auf den Displays.

Marcel Schütz ist Research Fellow an der Northern Business School Hamburg und forscht unter anderem über Regelbrüche, Störungen und Unfälle in Organisationen.

